Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 17 (1949)
Heft: 4

Artikel: Von nun an bereiten wir uns vor zu sterben
Autor: Decours, Jacques
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-568169

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VON NUN AN
BEREITEN WIR UNS VOR ZU STERBEN

die einen wie die anderen. In Erwartung bedenken wir das Kommende, das uns den Tod bringen soll, ohne daß wir uns dagegen zu verteidigen wüßten. Aber vielleicht wird dieser Zustand lange andauern wie alle unheilbaren Krankheiten. Einem unabwendbaren Schicksal ins Auge zu sehen, das ist unsere Prüfung. Und nicht jene bestehen diese Prüfung, von denen man es erwartet. Sondern es sind jene, die vor allem anderen

DIE LIEBE LIEBTEN

Dies ist der Augenblick sich der Liebe zu erinnern. Haben wir genugsam geliebt? Haben wir jeden Tag einige Stunden Zeit gehabt, im Mitmenschen das Wunder zu sehen, gemeinsam glücklich zu sein? Die Kostbarkeit der Berührung, den Ausdruck und Wert einer Hand, eines Blickes, eines Lebens zu empfinden? Wissen wir uns noch der Zärtlichkeit ganz hinzugeben? Es ist an der Zeit, ehe wir für immer in dem Beben einer nichts mehr erhoffenden Erde untergehen, ganz und ungeteilt, Liebe, Zärtlichkeit und Freundschaft zu sein. Weil nichts anderes mehr gilt. Laßt uns schwören an nichts mehr zu denken als daran: zu lieben und nochmal zu lieben, Herzen und Hände zu öffnen, mit dem gütigsten Blick um uns zu schauen, an sich zu pressen, was man liebt und Zuneigung ausstrahlend, furchtlos vorwärts zu schreiten.

Jacques Decours, 1939

J. D. war ein sehr junger Pariser Lyzealprofessor für Germanistik. Er widmete sein Leben der Freundschaft mit seinen Schülern und mit den Völkern, zwischen die ihn sein Beruf gestellt hatte. Sein Lohn war, daß er wegen Vaterlandsverrat am 19. 11. 1942 hingerichtet wurde.

nicht mehr. Ja, ich sehe, daß es möglich ist, dieses Schicksal schön zu tragen, aus diesem Schicksal noch Reiz und süß-trauriges Lied zu machen. Sie, Blau-Goldener, zeigen mir das. Und in Ihnen erlöst sich mein gebrochener Stolz. Hören Sie mich: schließen wir einen Bund der großen Hilfe: Bund, der wachsen soll über uns hinaus und eines Tages umfassen alle Leidbekämpfer der Welt. Aber vorerst: liegt nicht dort drüben auf dem Boden ein Schimmer zwischen den Vorhängen, schmaler, silberner Brief? Brief vom Monde? Noch scheint der Mond. Fahren wir hinaus, besuchen wir das Grab Ihres toten Heliand. Wie still wird es jetzt auf dem Kirchhof sein."

„Halt! Sie wissen noch nicht alles, unbekannter Schicksalsgenosse!", rief der Goldene. „Ich muß Ihnen noch etwas sagen. Und daß ich es Ihnen sagen kann, ist Befreiung und macht, daß auch für mich unsere Begegnung aus einem Zufall zur Notwendigkeit wird. Es ist: meine Taten sind stärker als ich, wollen mich erdrücken. Ich erzählte es Ihnen: ich stellte die Verbindung her zwischen Heliand und denen, die er liebte. Der letzte, große Geliebte, um den Heliand warb, das aber war: der junge Tod. Er sollte sein Lebenskunstwerk krönen. Denn wie Heliand keine seiner Beziehungen über ihren schönsten Tag hinaus wachsen ließ, so wollte er es auch mit seinem ganzen Leben halten. Er wollte an seinem schönsten Tage sterben: nicht aus Todesliebe, sondern aus Lebensehrfurcht. Und dies Beginnen war ihm leicht und dennoch schwer. Allein konnte er auch hier den ersten Schritt nicht finden. Doch gab es auch keine Ruhe mehr für ihn. Und wie ich sah, daß er sich vergeblich nach seinem höchsten Ziele sehnte und verfiel und drohte, in Selbstverachtung und Tiefsinn zu versinken, da habe ich auch hier den Mittler gemacht. Ich übergab ihm jenen kleinen, weißen Brief vom Apotheker, wie Sie es nannten, darin das Morphium war für den letzten, längsten Schlaf. Schlaf eines jungen Helden. Ich, Jüngling, gab mein Liebstes an den Jüngling Tod. Ich gab den Jüngling Heliand an den Jüngling Tod. Ich gab Heliand an Heliand zurück. Und nun: ich habe seitdem niemand mehr, für den es sich mir lohnte zu sterben. Es gibt nur noch solche, für die ich zu leben habe. Was ich tat — ich bereue es nicht. Nur vielleicht, daß ich daran zerbreche. Doch muß und will ich als Helfender sterben und nicht als Zerstückter. Heliand starb an seiner Schönheit, wie Schönheit auch der Leitstern seines Lebens war. Ich habe an Güte zu sterben, weil Güte auch der höchste Begriff meines Lebens heißt. Ich habe an Güte zu sterben, das heißt, ich habe nicht das Recht zu zerbrechen. Und nun bitte ich Sie um dies. Ich lasse Ihnen diese Aufgabe zurück — als Stütze, wenn Sie eine brauchen. Uebermorgen geht ein Schiff aus dem Hamburger Hafen. Es bringt mich in die Fieberlager Indiens. Uebermorgen um zwölf Uhr werden drei Schüsse für die Ausfahrt durch den Nebel des grauen Hafens böllern. Um diese Zeit legen Sie einen Strauß von weißen Kallablüten draußen auf Heliands Grab. Pflücken Sie dann ein Efeublatt von seinem Hügel. Und schicken Sie es mir in einem Brief nach Indien. Ich werde auf diesen Brief warten, wie Sie auf jenen un-

säglichen Brief harren, der nie kommen will; nicht weniger dringlich. Und Ihr Brief wird mich an Sie erinnern, obwohl er etwas birgt, was nur durch Sie kommt, nicht von Ihnen her."

„Frühlinglicher, ich kann es kaum fassen! Ich habe Sie eben gefunden und soll Sie sogleich wieder verlieren?"

„Ich gab Ihnen ja meine Adresse in Indien, Schicksalsgenosse, Lieber! Bleiben wir nicht nahe? Denn bleiben wir nicht auf demselben Stern? Heliand ist weiter fort als ich von Ihnen, wenn ich nach Indien gehe. Und: sehen Sie dort diesen hübschen, schlanken Menschen, der eben das Lokal verläßt? Er stürzt sich jetzt in die Straßen der Riesenstadt. Sie werden ihn vermutlich niemals wiedersehen, obwohl er hier in der Stadt bleibt. Er ist soeben untergegangen für uns: unter den Zahllosen. Denn wir wissen nicht seinen Namen und seine Adresse. Aber meinen Namen und meine Adresse in Indien habe ich Ihnen gegeben. So besitzen Sie Anteil an mir auch aus größter Ferne. Man verliert einander nicht aus den Augen! Jemand nicht aus den Augen verlieren — wie schön ist dieses Wort!"

„Der da eben aus dem Raume ging, den kenne ich!", sagte Heinrich schnell. „Es war Fiodor Karajanew. Ich ahnte nicht, daß er hier sei. Wie seltsam. Kein Gefühl verriet es mir. Er war mir verschwunden, wie es schien, für immer. Und ist mir auf eine neue Weise wiedergewonnen durch Sie. Aber wenn Sie gehen: kann ich Sie auch in ihm wiederfinden? Wird er verstehen, wenn ich ihm das Wunder und Schicksal dieser Nacht erzähle? Nein, vermutlich niemals. Ich bin nicht stark genug, ihm die Gewalt meines Schicksals zu übertragen. Jeder Treibriemen in jeder Fabrik überträgt Kraft in besserem Güteverhältnis als das inständigste Wort Gefühle. Ach, wie erbärmlich rückständig ist unsere Technik, Gefühle zu übertragen. Worte sind schlechte Transmissionsriemen. Selbst Dichtungen. Und ich bin kein Dichter. Nicht einmal ein Dichter; geschweige denn ein Täter. Die Unruhe aber, die Sie mir nahmen um Fiodor, die kommt mir nun um Sie, Unbekannter! Weil ich höre, da Sie nach Indien und vielleicht in den Tod gehen!"

„Ist nicht der Tod die große dereinstige Vereinigung aller, auch unser? Denken Sie, daß sich unsere Asche in Aeonen mischen könnte. Der Tod soll Ihnen zur Hoffnung werden, wie er es mir ist, seit Heliand ging."

„Frühlinglicher! Auf der Höhe unseres Gespräches wurde ich so stark. Jetzt bin ich so schwach. Wo werde ich Ruhe finden? Brachten Sie nicht immer Ruhe denen, die Heliand mit seinen Sonnen, mit seinen Augen in Brand gesteckt? Und nun haben Sie mich in Brand gesteckt, der Sie sonst allen ein Stillender waren. Sie brachten ihnen allen Ruhe durch Morphium oder auch durch Kuß. Nur mir bringen Sie Unrast zu meiner Unrast."

Da wuchs die Gestalt des jungen Blau-Goldenen hinter dem Marmortischchen hervor. Seine Augen strahlten, zwei warme Frühlinge; seine Hände griffen, zwei tapfere junge Soldaten, nach Heinrichs Händen. Er beugte sich überraschend hinweg über den Trennungsstrich des Tisches zu Heinrich hin, der plötzlich auch

stand, und küßte erst seinen Mund, dann seine beiden Augen. „Ihre Augen sind Augen jungen Sperbers im Wald, goldbraun und überwach, allzu erweckt. Ihnen gebe ich nicht Morphium, sondern Kuß. Ich schicke Ihre lieben Augen schlafen! Gute Nacht!“

Als Heinrich zu sich kam, war draußen Hahnenschrei und Ruf der vierten Morgenstunde. Er war allein. In der Ecke räckelte sich der Nachtkellner. Der übermüdete Mann tat ihm leid, während er ihn gestern noch verachtet hatte wegen seiner zügellosen mundoffenen Schlafgebärden. Dieses Mitleid mit dem Müden aber empfand er als einen letzten Gruß des Frühlinglichen, der nun in ihn selber eingedrungen war. —

Der Kinsey-Report

Von yx *(1. Fortsetzung)*

Begreiflicherweise hat der Fragesteller bei den Befragten eine Reihe mehr oder weniger schwerer Hemmungen zu überwinden, die sich entweder aus der Furcht vor einer Verlegenheit gegenüber dem Fragesteller oder aus der Furcht vor einer öffentlichen Bloßstellung erklären. Der „Report“ schildert eingehend, mit welchen Methoden die beiden Bedenken am besten überwunden werden können. Dabei wird betont, daß in keinem einzigen Fall ein künstliches Hilfsmittel (Narkose oder dergl.) angewandt und daß kein Geisteskranker der Befragung unterworfen wurde. Jeder einzelne Befragte wußte schon vor dem Beginn der Befragung ganz genau, worum es ging.

Die von Kinsey und seinen Mitarbeitern getroffenen Maßnahmen zur Sicherung des persönlichen Geheimnisses der Befragten waren, wie er selber erklärt, „wahrscheinlich umfassender als je zuvor bei ähnlichen Studien“; Hirschfeld hatte z. B., obwohl vor 45 Jahren die soziale und juristische Gefährdung für seine Versuchspersonen sicher nicht geringer war als heute für die von Kinsey befragten Amerikaner, nicht entfernt so gründliche und wirksame Vorkehrungen zu ihrem Schutz getroffen. „Alle Erhebungen“, so heißt es in dem „Report“, „werden in einer Geheimschrift aufgenommen, die niemals in eine andere Schrift übertragen wird und zu der überhaupt kein Schlüssel besteht. Die Geheimschrift selber wurde im Einvernehmen mit Prof. Kinsey von einem erfahrenen Kryptographen ausgearbeitet, was die Gewähr dafür bietet, daß ihre Entzifferung durch Unberufene aufs äußerste erschwert, wo nicht völlig verunmöglicht wird. Jeder Fragesteller muß die Zeichen dieser Schrift auswendig lernen; nur vier Personen kennen sie ganz und zwei weitere teilweise. Die Originalkarten (der „Report“ gibt eine davon in verkleinertem Maßstabe wieder) werden unter diebs- und feuersicherem Verschluß gehalten. Die weitere Behandlung des Materials, insbesondere auch die Herstellung der Lochkarten, die für die weitere Verarbeitung in modernen statistischen Rechnungsapparaten erforderlich waren, wurde von den Fragestellern selber durchgeführt.

Das amerikanische Rechtsverfahren gibt keine unbedingte Sicherheit dafür, daß ein Gerichtshof die Geheimhaltung dieses Materials respektiert. Aerzten und Geistlichen wird allerdings herkömmlicherweise (in den meisten amerikanischen Einzelstaaten auch auf Grund ausdrücklicher Gesetzbestimmungen) das Recht zur Zeugnisverweigerung eingeräumt und Prof. Kinsey spricht die